B-8699

Ein Besuch bei Karl May / Von Heinrich Zerkaulen

Die Bücher des am 30. März 1912 verstorbenen Volksschriftstellers sind in Deutschland in mehr als sechs Millionen verbreitet; eben ist auch der erste Karl-May-Tonfilm, „Durch die Wüste“, aufgeführt worden.

In der „Villa Shatterhand“ in Radebeul bei Dresden hat Karl May (am 25. Februar 1842 in Hohenstein-Ernstthal geboren) die letzten achtunddreißig Jahre seines schicksalsschweren Lebens verbracht. Die Treppe hinauf zu den ehemaligen Arbeitsräumen Karl Mays ist ein Weg durch sagenhafte Kulturen Indiens und Chinas. Wir stehen in der Bibliothek des Schriftstellers. Riesige Büchergestelle füllen den saalartigen Raum bis zur Decke. Da ist von seiner Hand noch alles katalogisiert und nummeriert: Kulturgeschichten aller Völker, Geographie und Religionsgeschichte.

Im anschließenden Zimmer pflegte Karl May zu arbeiten. Indianer-Porzellan schmückt den Raum. Hier saß er und dichtete in seiner Welt voller Romantik und glücklicher Phantasie. Er schrieb oft drei Tage und Nächte hintereinander, ohne zu essen. Totenstille mußte derweilen im Hause herrschen. Er, der bis zum neunten Lebensjahre blind war, der in seiner Jugend nur bitterste Not kannte, dem das Erbe einer Großmutter im Blute lag, die das zweite Gesicht hatte, er arbeitete fast in einem Traumzustand. Wenn ihn einer unversehens erweckte, fand er den Faden nicht mehr, das Werk war verloren. „Auf diese Weise sind Stöße von Manuskripten meines Mannes ins Feuer gewandert, er kam dann nicht mehr weiter“, erzählte Frau Klara May.

Ach, unsere Frau Klara, die gütige, diese wahrhaft mütterliche Frau! Es kommt wohl daher, daß sie die Lebensgefährtin Karl Mays wurde in einem Augenblick, da das Schiff seines Lebens im Sturm der Anklagen persönlicher und literarischer Gegner fast zu kentern drohte. Kampf war auch ihr beschieden, und mehr als das: das gütige Verzeihenkönnen nach dem endgültigen Sieg. Sie hat nur zu gut die buntschillernde Wendigkeit der Menschen kennengelernt, um wie Peer Gynts Mutter am Ende nur auf das Herz zu schauen, auf den guten Willen im ewigen Widerstreit zwischen Himmel und Hölle, den jeder von uns in der eigenen Brust mit sich allein auszutragen hat. Nun hängt sein Leben von über siebzig Jahren wie ein schützender Mantel mit dunklem Faltenwurf um ihre Schultern – ihr hat das Schicksal alles gut gemacht, was es Karl May selbst an dorniger Schwere auferlegte. So wurde sie in Wahrheit die gute Herrin einer großen, lebendigen Familie, nicht nur der engeren um den geliebten Mann und um sein Reich von Phantasies Gnaden. Sie schuf mit ihren getreuen Mitarbeitern, dem gütigen Dr. Schmid, dem wir vor allem in den Karl-May-Jahrbüchern die wissenschaftliche Unterbauung dieses Lebenswerkes verdanken, und dem Weltenwanderer nach Karl Mays Herzen, Patty Frank, das Karl-May-Museum, damit dem Werk Karl Mays wissenschaftlich die Vertiefung gebend, die ihm gebührt. Sie ermöglichten nach den traurigen Jahren der Inflation das Aufblühen der schon 1912, im Sterbejahr Karl Mays, errichteten Karl-May-Stiftung für in Not geratene Schriftsteller und Schriftleiter, jenes großherzige Geschenk des toten Dichters an seine lebenden Kameraden. Endlich verdankt man ihr die Schaffung eines Karl-May-Volksparkes, nun der pfleglichen Hut der Karl-May-Stadt Radebeul überantwortet.

Hinter solch äußeren Dingen aber stand höher noch die innere Mission am dichterischen Wert des geliebten Toten. Unzählbar sind die Verbindungen, die diese Mission Klara May knüpfen ließ in aller Herren Länder. Wie sie mit dem Dichter um die Jahrhundertwende die Türkei und Griechenland, Kleinasien, Mesopotamien und Aegypten bereiste, acht Jahre später, wieder mit ihm zusammen, Nordamerika, die Indianer-Reservationen, Colorado, Neu-Mexiko und Arizona – so ließ es sie nicht ruhen, gemeinsam mit ihrer treuen Freundin Lucia im Hochsommer 1930 noch einmal die gleiche Fahrt nach Amerika zu unternehmen. Damals schrieb sie ihr schönes und lebendiges Reisebuch, dem sie in Wahrheit keinen besseren Titel geben konnte als: „Mit Karl May durch Amerika“

*

Verzaubert ist der Abend, geheimnisvoll und unwirklich. Denn jetzt treten wir den Gang durch den nächtlichen Park an. Taschenlampen funken auf und bald hebt sich gegen den dunklen Sternenhimmel

groß und gewaltig der Umriß des Blockhauses ab. Drei Schläge mit dem eisernen Ring gegen die klotzige Haustür dröhnen durch die Nacht. Im Schlapphut erscheint der Trapper Patty Frank. Der Geist Winnetous aber ist beschworen.

Ich war auch zugegen, als die Sioux-Indianer Karl Mays Grabmal auf dem Friedhof in Radebeul besuchten. Sie trugen feierlich gewaltige Kränze mit blau-weiß-roter Schleife vor sich her. „Der Häuptling der Sioux grüßt seinen großen weißen Bruder“, stand auf der einen, „Dem Lieblingsschriftsteller der deutschen Jugend“, auf der anderen. Patty Frank aber sprach den alten indianischen Totengruß und Chief Big Snake, die „Große Schlange“, sagte in seiner Muttersprache: „Du hast unserem sterbenden Volke im Herzen der Jugend aller Nationen ein bleibendes Denkmal errichtet. Wir möchten dir Totenpfähle in jedem Indianerhof aufrichten.“

Aber noch ein Wort über das Indianer-Museum selbst, das hier im Blockhaus untergebracht wurde. Es ist zweifellos das schönste, wertvollste und reizvollste, das wir in Deutschland besitzen. Bis in alle Einzelheiten hinein wird man durch Bild, Original und Beschreibung über indianische Sitten aufgeklärt. Die falsche Romantik eines der beliebtesten europäischen Faschingskostüme wird hier zum ergreifenden Symbol eines Urvolkes, das die Zivilisation auf dem Gewissen hat. Und plötzlich gewinnen scheinbar nebensächliche Dinge Gesicht und Bedeutung. Die große Kriegsmütze mit dem glasperlenbestickten Stirnband und dem breiten Besatz aus Adlerfedern ist erste Auszeichnung junger Krieger. Der Schild aus gehärteter Genickhaut vom Bison wird zum Heiligtum des Trägers sein Leben lang, geweiht mit Gebeten, Liedern und Zeremonien. Auch bei den alten Indianern vieles, was nur der Parade galt. Aber kein Federchen war umsonst, keine Verzierung ohne bestimmten Grund. Herrliche Modelle sind zu sehen von Bogen und Pfeilen der Prärie-Indianer, der scheinbar so schwachen Hauptwaffe, die noch auf sechzig Meter Entfernung ein Maultier durchschoß und ohne besondere Spitze die Brust eines bekleideten Mannes durchbohrte. In hohen Vitrinen sind ausgestellt die kriegsmäßig bekleidete Figur eines jungen Apachen in gelbgefärbtem Leder mit Schild aus Jaguarfell, mit Steinkeule und Fangschlinge aus Pferdehaaren, oder das Modell einer auffallend schönen Schwarzfuß-Indianerin, die in der Hand ihren kostbaren Mantel aus bemalter Bisonhaut rafft.

Bergische Wacht, Engelskirchen. 30. Jahrgang, Nr. 95, 24.04.1936, Seite (6)